

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 6. — Sonntag, den 7. Februar 1932.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Samuel Pufendorf

Ein Nachwort zum 300. Geburtstag des großen Gelehrten.

Von * * *

Als der Erzgebirgsverein am 10. Januar dieses Jahres in der Kirche zu Dorschemnitz bei Zwönitz eine schlichte Gedenktafel für Samuel Pufendorf weihte, weckte er die Erinnerung an einen Mann, der weiten Kreisen kaum dem Namen nach bekannt ist und doch zu den bedeutendsten Söhnen unserer Gebirgsheimat gehört. Wenn auch an dieser Stelle versucht werden soll, dem Leser ein Bild vom Werden und Wirken dieses Geistesgewaltigen zu geben, so deshalb, weil Pufendorf, wie der Geschichtsschreiber Treitschke sagt, „in die Reihe jener arbeitsfrohen Männer gehört, die unser zum Tode erschöpftes Volk nach dem 30jährigen Kriege wieder einführten in den Kreis der Kulturvölker. Er war der erste Deutsche, der die rettungslose Fäulnis des alten Reiches klar erkannte und uns zuerst das Recht eroberte, weltlich frei zu denken über die weltliche Natur des Staates.“ Dazu kommt ein anderes: Vieles von dem, was der große Staatsrechtler und Politiker vor etwa drei Jahrhunderten schrieb, ist durchaus aktuell und könnte sehr wohl aus der Gegenwart für die Gegenwart gesagt sein.

Samuel Pufendorf entstammt einem alten erzgebirgischen Pfarrergeschlecht, das sich bis in die Zeit Luthers zurückverfolgen läßt. Sein Vater, Elias Esaias Pufendorfer, war 1592 in Großholbersdorf bei Scharfstein als Sohn des Pfarrers Johann Pufendorfer und seiner Gattin Maria geb. Rhau, der Tochter eines Marienberger Bergbeamten, zur Welt gekommen. Er war ein klarer Kopf und „helldenkender Geist“, der nicht recht in seine unklare Zeit hineinpaßte. Wie er nach Vollendung seiner Studien 1620 als Pfarrsubstitut nach Dorschemnitz kam, lehnte ihn seine Gemeinde zunächst ab, und es bedurfte des Eingreifens der weltlichen und geistlichen Behörden, um ihn in seine Stellung einzuführen. Nach und nach scheinen sich die Dorschemnitzer jedoch mit ihm abgefunden zu haben, da er nach dem Tod seines Vorgängers 1625 die ständige Pfarrstelle übernahm. Währenddem hatte er sich auch verheiratet, und zwar mit Margareta Hidmann, der Tochter des Tuchschersers Thomas Hidmann zu Dippoldiswalde. 1634 übersiedelte Vater Pufendorfer als Pfarrer nach Flöha, wo er bis zu seinem Tod im Jahre 1648 amtierte.

In der Reihe der 11 Kinder, die den Pfarrersleuten geschenkt wurden, war Samuel das siebente; das letzte, das in Dorschemnitz geboren wurde. Am 8. Januar 1632 kam er zur Welt. Den größten Teil seiner Kindheit verlebte er indes zu Flöha. Und wenn er auch zwischen Wald und Feld, dem Pfarrhaus und rauschendem Wasser munter und kräftig heranwuchs, so waren diese Jahre doch überschattet von harten Nöten und schweren Sorgen. Der Dreißigjährige Krieg, diese furchtbare Geißel, schlug seine Wellen bis in das stille Dorf, und auch die

Pfarrersfamilie durchlitt ein gerüttelt Maß voll Angst und Schreck. Erst wüteten die Kaiserlichen unter Holck in der Umgebung, später kamen die Schweden und hausten nicht weniger wild. Für die Bevölkerung war es gleichgültig, ob es diese oder jene waren, ihr war alles feind, was in Wehr und Waffen ging.



Samuel Pufendorf

geb. 8. Jan. 1632 zu Dorschemnitz,
gest. 26. Okt. 1694 zu Berlin.

Nach damaligem Brauch leitete der Vater die Erziehung seiner Söhne selbst, bis sie reif waren für den Besuch der Fürstenschule zu Grimma, die Samuel im September 1645 bezog, nachdem bereits seine beiden älteren Brüder Jeremias und Esaias sich dort für den Universitätsbesuch vorbereitet hatten. Er widmete sich eifrig dem Studium der alten Sprachen, wozu ihn bereits der Vater angehalten hatte. Im ganzen scheint ihn jedoch der Lehrbetrieb nicht allzu sehr befriedigt zu haben. Mit aller Deutlichkeit und Offenheit erklärt er in einem Brief an den Bruder Jeremias, der ihn seit des Vaters Tod unterstützte, daß er „den Quark fahren ließ und sofort brave Auctores (Schriftsteller) las, selbst dann, wenn ihm deshalb Magister Brodtkorb etlichemal Maulschellen gab.“

Froh, der strengen Schulzucht entronnen zu sein, wanderte Pufendorf im Herbst 1650 nach Leipzig, um sich an der dortigen Universität für den geistlichen Stand vorzubereiten. Aber auch hier ließ die Enttäuschung nicht lange auf sich warten. Engstirnigkeit und Kleinlichkeit kennzeichneten die Lehrmethode, die ganz im Banne der Dogmatik ruhte. Der freie Luthergeist voll lebendigen Glaubens und warmherziger Liebe war starrer Rechtsgläubigkeit und streitsüchtiger Rechthaberei gewichen, die den aufgeschlossenen, wissensdürstigen Jüngling gleichermaßen kalt ließen. Sein arbeitsfroher Geist, sein begeisterungsfähiges Herz litten schwer unter diesem dumpfen Druck, denn obgleich Pufendorf Zeit seines Lebens ein treuer Bekenner der lutherischen Lehre war und blieb, so war er doch nie verknöchert dogmatiker, sondern wahrte sich stets Weitfinn genug, die ehrliche und begründete Meinung des Gegners zu achten und zu ehren.

Alles dies bewog ihn, der Theologie den Rücken zu kehren und, wie vor ihm schon sein älterer Bruder Esaias, zur Rechtskunde überzugehen. Aber auch hier herrschte der gleiche stumpfe, enge Geist, der ihn aus den Lehrräusen der Gottesgelehrten vertrieben hatte und sich in unfruchtbaren, kleinlichen Zänkereien gefiel. Der rege Sinn des jungen Studenten forderte indes gebieterisch Nahrung, und so hörte er neben seinen Fachvorlesungen solche allgemeinbildender Art. Schließlich wurde ihm die Luft in Leipzig zu drückend. Nach sechsjährigem Aufenthalt in der Pleißenstadt siedelte er nach dem benachbarten Jena über. Bei diesem Entschluß mag wohl die Tatsache mitgesprochen haben, daß Esaias Pufendorf an dieser Universität seit 1650

staatsrechtliche Vorlesungen abhielt. Auf seine und des Mathematikers und Naturwissenschaftlers Erhard Weigel Anregung vertiefte sich Samuel in die Werke des Holländers Hugo Grotius und des Engländers Thomas Hobbes, deren Gedankengänge ihm Neuland eröffneten. Namentlich der Umgang mit Weigel, an den er sich eng angeschlossen, wurde äußerst fruchtbar für den Jüngling, insofern ihn dieser darauf hinwies, die mathematische Denkweise auf die noch jungen und gestaltungsfähigen Wissensgebiete des Natur- und Staatsrechts anzuwenden. Ein Jahr nur weilte Busendorf in Jena, aber diese kurze Zeitspanne entschied über seine weitere innere Entwicklung. Mit der Erwerbung der Magisterwürde schloß er seine akademischen Studien ab.

*

Frohgemut kehrte er in die Heimat, nach Kursachsen, zurück, um sich hier ein Amt zu suchen. Doch alle Bemühungen waren umsonst, seinem lauterem, aufrechten Charakter fehlte die Fähigkeit, geschmeidlich zu komplimentieren und sich bei den maßgebenden Kreisen beliebt zu machen. Er lernte schon früh die herbe Erfahrung kennen, daß der Prophet in seinem Vaterland nichts gilt, und scheint sie nie ganz überwunden zu haben, wie folgende Episode zeigt. Jahre später weilte der inzwischen berühmt gewordene Gelehrte in amtlicher Sendung zu Dresden. Als ihn der Kurfürst gelegentlich fragte, warum er denn nicht am sächsischen Hof Beförderung gesucht habe, antwortete er freimütig: „Gnädigster Herr, Ihre Noblesse (Adel) ist so zahlreich und qualifiziert (hochwertig), daß alle Kollegia (Beamtenkörper) damit reichlich könnten besetzt werden und hat man also anderer nicht nötig.“ Ob jener den feinen Spott auf die herrschende Betternwirtschaft gefühlt hat, vermeldet uns die Historie nicht.

Wieder griff der weltgewandtere Bruder Esaias ein, der als Erzieher des jungen Grafen Königsmark wertvolle Verbindungen am schwedischen Hof gewonnen hatte. Dank seiner Verwendung erhielt der 26jährige Samuel eine Stellung als Hofmeister bei dem schwedischen Gesandten in Kopenhagen, Ritter B. J. Coyet. Doch das Unglück schien ihn zu verfolgen. Als unschuldiges Opfer dänisch-schwedischer Wirren wurde er zusammen mit der Familie seines Herrn verhaftet und mußte acht lange Monate im Gefängnis verbringen. Indes diese Wochen erzwungener Ruhe und Besinnlichkeit wurden ihm zur Reifezeit, in der die Samen seiner Studentenjahre die erste Frucht trugen. Hinter Gefängnismauern legte Busendorf den Grund zu einem eigenen Gedankengebäude des Natur- und Staatsrechts, das ihn späterhin weltberühmt machen sollte. Dem geistigen Gewinn stand eine gesundheitliche Einbuße gegenüber, insofern der Gefangene am Fleckfieber erkrankte, das er nur durch die aufopfernde Pflege eines deutschen Landsmannes namens Kupitz überwand. Nach seiner Entlassung aus der Haft und längerer Erholung begleitete er seinen Herrn nach Holland, wo er 1660, ermuntert durch seinen Bruder Esaias, sein erstes Werk erscheinen ließ. „Die Grundzüge der allgemeinen Rechtswissenschaft“ bargen die Früchte seiner bisherigen Studien und Forschungen. Das Buch erregte Aufsehen und ebnete den weiteren Weg des jungen Gelehrten, da ihn daraufhin der für die Wissenschaften begeisterte Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz nach Heidelberg berief und für ihn an der erneuerten Universität den ersten Lehrstuhl für Natur- und Völkerrecht auf deutschem Boden begründete.

*

Im Alter von 29 Jahren siedelte Samuel Busendorf nach Heidelberg über, und die Zeit in der Neckarstadt war wohl die glücklichste seines Lebens. Seine Vorlesungen erfreuten sich regen Zuspruchs. Nicht nur Studenten aus aller Herren Länder saßen ihm zu Füßen, sondern auch viele Männer in Amt und Würden lauschten gespannt seinen geistreichen, beredten Vorträgen. Neben strengem wissenschaftlichen Ernst besaß er ein fröhliches Herz und eine gehörige Gabe scharfen, oft beißenden Witzes, beides wohl Erbteile seines erzgebirgischen Stammes. Hier in Heidelberg heiratete Busendorf auch und führte am 30. April 1665 Katharina Elisabeth von Paltzen, die Witwe des Juristen Ludwig Hedinger, als Hausherrin heim.

In diesen Jahren entstand Busendorfs bedeutendste staatsrechtlich-politische Schrift, die in manchen Teilen auch heute noch aktuell ist. So jung der Verfasser war, so scharf war sein Blick für die Schwächen jenes „Monstrums“, als welches das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation“ aus dem Dreißigjährigen Krieg hervorgegangen war. Wohl war die Reichseinheit dem Namen nach erhalten geblieben, wohl gab es auf dem Papier noch eine Zentralgewalt, einen Kaiser und einen Reichstag, aber der ganze Verwaltungsapparat war derart schwerfällig, knarrte und ächzte so in allen Fugen, daß er zu keiner praktischen, geistlichen Arbeit kam. Kein Wunder, daß dieses Übel, das weder Reich noch Staatenbund war, den Spott ganz Europas herausforderte, daß es die stärkeren Nachbarn geradezu einlud, von deutschem Boden zu erraffen, was sie packen konnten. Busendorf sah blutenden Herzens dieses Elend und durchschaute die ganze jämmerliche Hohlheit der sogenannten „Reichsverfassung“. Erbarmungslos riß er die pomphafte, inhaltslose Fassade herunter und bezeichnete Deutschland als „das merkwürdige Land, an dessen Untergange Volksgenossen und Welsche 30 Jahre lang um die Wette gearbeitet haben, und das so vielen Schlägen troste; ein Land, in dessen Innern allgemeines Mißtrauen aller gegen alle, Neid und Haß, Zänke und Zwistigkeiten herrschen“. Er ging weiter, suchte nach den Ursachen des Verfalls und scheute sich nicht, dynastischen Ehrgeiz, kirchliche Herrschsucht, ständischen Eigennutz anzuprangern. „Nachlässiger Leichtsinns eitlicher Kaiser, Ehrgeiz der Fürsten, Meutereien der Pfaffen, Aufruhr der Stände!“ sind nach seiner Ueberzeugung die Wurzeln dieses Kampfes aller gegen alle, aus dem niemals eine Einheit erwachsen könne, und er bricht in den Ruf aus, „so kann auch Deutschland nicht ohne große Mühe und allgemeine Konfusion wieder reformiert und reguliert werden!“ Aber der heißblütige Kritiker blieb nicht beim Verneinen stehen, sondern machte praktische Vorschläge zur Rettung Deutschlands, allerdings Vorschläge, die seiner Zeit weit, weit vorausreichten und erst zwei Jahrhunderte später Wirklichkeit wurden. Er forderte den engen Zusammenschluß der deutschen Länder unter Ausschluß Oesterreichs, Münzgleichheit, Verkehrsfreiheit innerhalb der Reichsgrenzen und Gewissensfreiheit. Bezeichnend für die damaligen Zustände ist sein Schrei nach kraftvoller gegenseitiger Hilfe der Reichsglieder bei Angriffen von außen und noch charakteristischer der Zusatz „solche Hilfe müssen auch diejenigen leisten, welche weit von der Gefahr abgelegen und entfernt sind“, der beweist, wie wenig seine Forderung Selbstverständlichkeit war.

Busendorf legte die Handschrift seines Werkes dem Kurfürsten Karl Ludwig vor. Trotzdem dieser mit dem Inhalt durchaus übereinstimmte, riet er dem Verfasser dringend, das Buch im Ausland und ohne Namen zu veröffentlichen. Diesem leuchteten die klugen Ratschläge des hohen Herrn ein, und nach langem Suchen fand er endlich in der holländischen Stadt Haag einen Verleger, der das Werk aber auch nur unter Angabe eines Decknamens und falschen Druckortes herausbrachte. Nach schweren Wehen erblickte die epochenmachende Schrift im Sommer 1667 das Licht der Welt unter dem Titel: Severin von Monzambano „Ueber den Zustand des deutschen Reiches“. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen, und man darf wohl sagen, daß seit Luthers Tagen keine Streitschrift eines Deutschen von gleicher Bedeutung und Wirkung erschienen ist. Ein Sturm der Zustimmung und des Widerspruchs erhob sich und eine heftige Federfehde entbrannte. Die kaiserliche Regierung verbot das Werk zwar, erreichte jedoch gerade das Gegenteil ihrer Absicht, denn einschließlich aller Ausgaben und Nachdrucke soll es die für jene Zeit geradezu phantastische Auflage von 300 000 Stück erreicht haben, trotzdem es in lateinischer Sprache geschrieben war. Natürlich setzte auch ein eifriges Rätselraten nach dem Verfasser ein, doch blieb es einer späteren Zeit vorbehalten, diesen Schleier zu heben.

War Busendorf auch am Heidelberger Hof beliebt, und erfreute er sich der Gunst des Landesherrn, so fehlte es naturgemäß auf der anderen Seite nicht an Mißgunstigen und Neidern. Uebergehung bei der Besetzung eines Lehrstuhls sowie eine Verstimmung des Kurfürsten, der sich durch eine der scharf-

jüngigen Bemerkungen des Gelehrten verlegt fühlte, vergällten ihm den Aufenthalt in der Pfalz und erleichterten ihm den Abschied, als ihn ein Ruf als erster Professor für Natur- und Völkerrecht, Sittenlehre und Staatswissenschaft an der neugegründeten Karl-Hochschule zu Lund in Schweden erreichte.

Im Juli 1668 trat Pufendorf mit seiner Familie die beschwerliche Reise nach dem Norden an, wo seiner zunächst nur Enttäuschungen harrten. Weder die zugesagte Wohnung noch die versprochene Besoldung waren einwandfrei sichergestellt; so erhielt er einmal drei Jahre lang überhaupt kein Gehalt. Dazu kamen persönliche Anfeindungen, die in einem Fall sogar soweit gegangen sein sollen, daß Pufendorf seines Lebens nicht sicher war. Trotz aller dieser Bitterkeiten hielt er auf seinem Posten aus, denn auch hier versammelte sich bald eine große Schar begeisterter Hörer aus allen Ständen um den gefeierten Lehrer.

Während der Lunder Jahre wendete sich der Gelehrte wieder energischer dem Ausbau seines rechtsphilosophischen Systems zu, das er in zwei großangelegten Werken unter Dach brachte. 1672 veröffentlichte er als Ergebnis seiner Gedankenarbeit die acht Bücher „Ueber das Natur- und Völkerrecht“, denen im nächsten Jahre eine gedrängte Zusammenfassung seiner Anschauungen unter dem Titel „Ueber die Pflicht des Menschen und Bürgers nach dem natürlichen Gesetz“ folgte. Beide Werke, in denen der Verfasser das Vernunftrecht von den Fesseln scholastischer Theologie und positiver Rechtswissenschaft befreite, erregten berechtigtes Aufsehen und wurden bald in alle lebenden Sprachen übersetzt. So sehr sie auf der einen Seite wegen ihres Inhalts begrüßt wurden, so sehr wurden sie andererseits befehdet, wobei namentlich deutsche Theologen den Verfasser verletzten. Pufendorf blieb natürlich die Antwort nicht schuldig und gab eine ganze Reihe von Gegenschriften heraus, die 1686 in einem Sammelband zusammengefaßt wurden.

Müde der literarischen Streitigkeiten wendete sich der Gelehrte in den nächsten Jahren einem anderen Gebiet zu, das ihn neben seinen Rechtsstudien von jeher interessiert hatte, — der Geschichte. 1682 erschien sein erstes historisches Werk, die „Einleitung zur Historie der vornehmsten Reiche und Staaten“, eine wertvolle Uebersicht über die politischen Beziehungen der europäischen Großmächte, übrigens das einzige Buch Pufendorfs, das nicht lateinisch geschrieben war. Für die Ausbildung junger Staatsmänner bestimmt, machte es den schwedischen Hof erneut auf den Verfasser aufmerksam und hatte dessen Berufung als Historiograph, Geheimrat und Staatsrat nach Stockholm zur Folge. In dieser Stellung schuf er zwei bedeutsame Werke zur Geschichte Schwedens. 1686 erschienen „26 Bücher über die schwedischen Ereignisse vom Kriegszuge Gustav Adolfs nach Deutschland bis zur Abdankung der Königin Christine“, die dem Verfasser anstatt Dank nur neue Angriffe und Schmähungen bescherten. Im Jahre darauf vollendete er die aus den besten Quellen geschöpfte Geschichte des Schwedenkönigs Karl Gustav, die indes erst nach des Verfassers Tode in einer prächtigen Ausgabe mit Bildern erschien. Als 1694 die Drucklegung dieses Werkes begann, überwies König Karl XI. von Schweden Pufendorf eine Ehrengabe von 8000 Talern und erhob ihn in den schwedischen Reichsfreiherrnstand. Der dankbare Fürst suchte damit manche Unbill wieder auszugleichen, die dem Gelehrten am Stockholmer Hof widerfahren war.

Noch aus Schweden über sandte Pufendorf ein neues Werk „Ueber das Verhältnis der christlichen Religion zum Staate“ an Friedrich Wilhelm von Brandenburg, den Großen Kurfürsten. Den Anlaß hierzu hatte die Aufhebung des Edikts von Nantes durch Ludwig XIV. von Frankreich am 22. Okt. 1685 geboten; ein Akt, der unter unmittelbarem Einfluß der Jesuiten die den protestantischen Hugenotten zugesicherte Religionsfreiheit mit einem Federzug vernichtete. Infolgedessen mußten zahlreiche Reformierte ihre Heimat verlassen und fanden im Preußen des Großen Kurfürsten neue Heimstätten. In dieser Schrift spricht der Verfasser den für die Auseinandersetzung mit Rom ausschlaggebenden Grundsatz aus, daß nicht die Verderbnis des Klerus,

sondern die Frage, ob Christus eine staatsbildende heilige Gewalt eingesetzt habe, die Reformation rechtfertige.

Als sich die Schwierigkeiten für Pufendorf in Schweden häuften, nahm er 1686 eine wiederholte Berufung nach Berlin an. Seine Abreise von Stockholm zögerte sich jedoch hin, da man ihm erst im Januar 1687 den Abschied bewilligte. In Greifswald mußte er längere Zeit verweilen, da seine fränkische Frau unter den Nachwirkungen der winterlichen Seefahrt litt. Endlich im Februar 1688 kam er in Berlin an, um auch hier die Stellung eines Hof-Geschichtsschreibers und Hofrates einzunehmen. Da starb am 29. April 1688 sein hoher Gönner. Aber dessen Nachfolger, Friedrich Wilhelm III., der spätere erste König von Preußen, blieb Pufendorf gewogen und unterstützte ihn weitgehend bei der Vollendung der Geschichte seines großen Vaters. 1693 wurde dieses monumentale Werk abgeschlossen, und es begeisterte Friedrich Wilhelm III. derart, daß er Pufendorf ein Ehrengeschenk von 10 000 Talern überreichte und ihn zum Geheimrat ernannte. Im selben Jahre vollendete der Unermüdete eine andere Schrift „Jus feiale divinum“, in dem er die Meinungsverschiedenheit der beiden protestantischen Bekenntnisse erörterte und für die Verschmelzung der evangelischen Kirchen, die Union, eintrat. Im Anschluß an das letzterwähnte Geschichtswerk, dessen Auffassung und Stil richtunggebend wurde für alle spätere offizielle preußische Geschichtsschreibung bis hin zu Treitschke, begann Pufendorf eine Geschichte Friedrich Wilhelms III., die er indes nicht mehr abschließen sollte.

In der Zwischenzeit war der Historiker zu verschiedenen Malen aufgefordert worden, nach Stockholm zurückzukehren, um die Geschichte Karl Gustavs endgültig abzuschließen. Im März 1694 gab er endlich dem Drängen nach und trat zusammen mit seiner Gattin die beschwerliche Reise an. Er hatte kaum die letzten Ergänzungen ausgearbeitet, als er einen leichten Schlaganfall erlitt. Auf der Rückreise verschlimmerte sich der Zustand; eine Verletzung am Fuß kam hinzu und erforderte in Berlin die Abnahme eines Beines. Tapfer unterzog er sich der Amputation, wobei er die Worte äußerte: „Wenn es Gott gefällt, daß ich nur ein Bein habe die übrige Zeit meines Lebens, so bin ich zufrieden, wenn Gott nur meinen Kopf und Hände gesund läßt“. Zunächst schien es, als ob die rührende Bitte des greisen Gelehrten Erhörnung finden sollte, aber bald verschlimmerte sich der Zustand des Kranken. Heftiges Fieber zehrte die letzte Kraftreserve des überarbeiteten Körpers auf, und am 26. Okt. 1694 verschied Samuel Pufendorf. Am 7. November wurden die sterblichen Ueberreste des großen Erzgebirgers in der Nähe des Altars der Nikolaitirche zu Berlin beigesetzt, und am 11. November fand das feierliche Beisetzungsamt statt, bei dem kein geringer die Predigt hielt als Philipp Jakob Spener, der Vater des Pietismus. Die lateinische Grabinschrift lautet: „Des Herrn Samuel von Pufendorfs, Geheimen Rates des Kurfürsten von Brandenburg, Gebeine ruhen hier. Seine Seele ist vom Himmel aufgenommen. Sein Ruf durchfliegt den ganzen Erdbreis. Geboren ist er am 8. Januar 1632, gestorben am 26. Oktober 1694.“

Pufendorfs Bedeutung ist eine dreifache: erstens als Begründer des natürlichen Systems des Staatsrechts, durch das er den Staat von den kirchlichen Fesseln löste und das Recht auf die Grundlage der menschlichen Vernunft stellte, zum andern als Geschichtsschreiber und zum dritten als politischer Schriftsteller, der auch der Gegenwart mancherlei zu sagen hat. Im Anschluß an diese letzte Betätigung sei darauf hingewiesen, daß der Ruhm der politischen Neubildung des Deutschen Reiches nach dem Tode des Dreißigjährigen Krieges zwar den Märkern und Preußen gebührt, daß aber an den schweren Anfängen dieses Ringens der Geister kursächsische Männer entscheidend teilgenommen haben.

„Solange auf Erden Geistesgröße gewertet wird, wird auch Pufendorfs Name unter den Großmeistern der Wissenschaft gepriesen werden. Wir Sachsen haben besonderen Grund, das Andenken dieses Mannes heilig zu halten. der gewiß einer der größten Söhne unseres Stammes ist.“ Mit dieser Würdigung des bedeutendsten Sohnes unserer Erzgebirgsheimat aus der Feder Heinrichs von Treitschke sei diese biographische Skizze abgeschlossen.

Nooch'n Feierohnd



Dr musikalische Hilfslehrer

Von Mississippi.

In en klan' erzgebirgischen Dörfel war emol e Hilfslehrer hiekomme. E' ganz gunges Bärchel, mit en freindlichen Gesichtel und mit sehr musikalische Händ'.

Wie's nu su is', daueret's a gar net lang, do war ar a schuh Viedermaaster ben Gesangverein „Holderbusch“ — maniche Leir saaten a: „Haltegusch“ — und bracht dan „Saufverein“ — wie ne de Sängeweibsen giftig nannten — tichtig in Schwung.

Bun dan aufgefiehrten Konzerten war aans schänner wie's annere. Alt und Gungk — und hauptsächlich de gunge Maad — verhimmelt'n dan Dingerich wie olber.

Su war aa wieder emol de schiene Weihnachtszeit ball' ratumme.

Dr klaane Lährer wollt zu de Feiertog wieder ä Konzert gaam und dodrbei aa dos schiene erzgebirgische Lied: „Heit is' dr heil'ge Ohnd ihr Maad, kummt rei m'r gießen Blei“ sänge lossen, aber nett in dr alten, sondern in aner ganz neie Melodie, die ar salberscht erscht komponiern wollt.

Ben Saafenbäck — dar dan Spizname hatt', weil'r mol in fänn Dufel e Stick Saaf mit nei in Brottaag gewärcht hatt' — hatt'r in dann klänn Heisel ä zwäafanstrige Mansardenstub inne, mit direkten Gigung von Hausbuden.

Wenn'r nu an dann grimmigalten Winterohnden su hibisch gemietlich in fenn warme Stibel soß und an sen alten verstimmten Klimperkasten komponieret, do standen allemol draußn off'n Buden e ganzes Packel gunge Maad, die spizet'n de Ohren vir Citt und fichert'n egal wie de aafälling Zieg'n Suball aber drinne in dr Stub ner dr Stuhl e klaawingk raaket, do slung die Saulaader mit ihre schwaarn Holzlatzchen freischend de alte Holztreppe nei, dos ne Saafenbäck gedsmol de Tobakspfeif aus'n Maul rausfloh. Dar konnt aber schimpf'n wie'r wollt Nooch aner kurzen Zeit war'n die Schindluder in 'ne Strimp'n de Trepp wieder nauf und drum auf'n Buden.

An en schinn Montigohnd soß dar gunge Lährer wieder ämol su in sen Stibel und komponieret eifrig an dar neie Melodie. 's war hibisch gemietlich warm drinne und su soß'r bluß do in Huf' und Hemm mit weit zurückgeschlog'ne Schillertrog'n, an de Fiß sammete Filzlatzchen und in 'n: Maul en brennigt'n Zigar'nstummel, tippet mit aaner Hand off de Klaviertasten und mit dr annern molet'r de Noten hie.

„Heit is 'd'r heil'ge Ohnd ihr Maad“ — dos hatt'r schu fartig geseht. Aber die verfligte Stell': „kummt rei m'r gießen Blei“, die wollt und wollt nett klappen.

Dar Ausruf: „Kummt rei!“ muß doch fortissimo, also su stark als möglich gesunge war'n. Halt, su ward's giehe, ich soß die Stroph' fachte aaschwelln bis zum Fortissimo, do klingt's nett su ohgehaßt brummelte ar su vir sich hie und fung leise a ze sänge: „Heit is 'd'r heil'ge Ohnd“ — (nu e bissel stärker) —: „ihr Maad“ — und dann bleeket'r: „kummt rei!“ — Naa, dacht'r, dos muß noch viel meh nauspaffern und su bleeket'r noch e paarmol wie ä aagestochenes Kalb: „ihr Maad!“ . . . „kummt rei!“, „kummt rei!“ Pardaui! Haats off ämol de Stub'ntir auf . . . und wie de Sintflut brengt's dos Packel Maad reigerammelt und de vorderschte und frechste schrier: „Hah! Herr Lährer, do sei m'r!“ . . .

Do laaderts dan gunge Komponisten, dan vor Schrad sei glienichter Zigar'nstumpel nei ins offene Hemm gestung war,

mittelmol mit än großen Bleekerts in de Höh' und mit de Händ nei ins Hemm lange, dan Stumpel rauskrapsen und nei in dan Haufen Maad wischen, war aans. Die Maad, die schu ben erschten Bleekerts und bei dan Gesichterschneiden, dos aussooch, als wenn aaner Solaröl gefossen hätt', vir Schrad erstarrt war'n und net annerscht dachten als dar Lährer wär olber wor'n, fahet'n nu aber zur Stub'ntir naus, de Holztreppe nei, zen Haus naus und schriern drbei salberscht wie olberne Schoof. „Unner Lährer is olber! Unner Lährer is olber!“

Dos „Heilige-Ohnd-Lied“ is in dan Gahr net gesunge wor'n, weder in dr alten, noch in dr neien Melodie.

Dar gunge Lährer muß vierzeh' Toog in Bett off'n Buckel lieng. Dr Saafenbäck schloß von nu ah sei Haustir schu noch mittig im viere zu . . .

Und dos alles . . . wag'n die olberne Maad!

Ahsam stieht a Baam

(Nachdruck verboten.)

Ganz ahsam stieht uff weiter Höh'
in Fald draußn a Baam,
führt Gahr vr Gahr en'n hart'n Kampf
üm's Dosei — üm sei Laam.

In Shturm un Rehng, in Hiß un Frost,
aah in Gewitternacht
hot ar, verloss'n vun dar Walt,
sei Labtog zugebracht.

Durchs Watter sei de Nest zerzaust,
voll Runzeln is de Schol';
vun Laab flug mannichs Bloot darvu,
zertrat'n liegts in Tol.

Un doch: Trotz aller Last un Blog
dar Baam behaupt' sen'n Flack,
un ständ' gleich Lud un Teifel auf,
ar gucket übern wack.

Ihr Leit, su wie in Fald dan Baam
gieht's manning Menschen aah:
Ar stieht verloss'n uff dar Walt,
plogt rüm siech ganz allah.

Un nisch wie Uthal, nisch wie Sorng,
die brach'n übern rei.
Doch ar, ar hält dan Glend stand,
sieht fruh in Tog dreinei.

Muß ar su mancher Fräd' entfoong,
'en manning Wunsch begroom:
Sei Hoffnung bleebbt; ar gibt siech net,
mög Shturm un Watter toom.

Su kämpft'r bis ins Alter nei
allah — uff siech gestellt.
's kimmt kalt, doß'n iemand ehrt,
un doch: Ar is e Held.

Ihr Leit, nammt eich a Beispiel dra',
an Mensch'n, wie an Baam:
Führt eiern Kampf — is'r aah schwär —
mutig durchs ganze Laam!

Trifft 's Schicksal eich aah noch su hart,
warst sei ne Mut net wack!
A Jeder hot sen'n Streit, sen'n Kampf;
doch jeder — an sen'n Flack.

Bernh. Brückner, Leipzig.



Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 6. — Sonntag, den 7. Februar 1932.



Die ihre Heimat verließen

Originalroman
von Otfried von Hanstein.

(11. Fortsetzung.)

Wieder mischte sich Metella ein.

„Wann geht ein Schiff von hier nach Pará Belém?“

„In zwei Stunden geht der Lloyd-Dampfer „Serra Ventana“ nach Norden. Er ist in drei Tagen in Pernambuco. Dort finden Sie sofort Anschluß an einen amerikanischen Schnell-Dampfer und sind in weiteren drei Tagen in Pará Belém.“

„Also wahrscheinlich vor dem Schiff?“

„Sehr wahrscheinlich.“

„Kann ich hier eine Kabine mit zwei Betten belegen?“

„Gewiß.“

Gleich darauf eilten beide ihrem Hotel zu.

„Es ist das einzig Richtige, wenn wir augenblicklich dahin fahren.“

„Aber mein Stiefvater —“

„Der ist bis jetzt nicht gekommen. Wir werden Nachricht hinterlassen oder, wenn du willst, bleibe du hier. Ich lasse dir Geld da und reise allein.“

„Ich verlasse dich nicht. Aber die beiden deutschen Herren?“

Sie waren inzwischen in das Hotel eingetreten und der Manager kam ihnen entgegen.

„Zwei Herren waren hier und haben diesen Brief hinterlassen.“

Während Grete schnell die Koffer fertig machen und herunterholen ließ und die Rechnung bezahlte, las Metella den Brief.

„Wir sind auf einen Tag nach Santos gefahren und kommen morgen früh zurück. Hoffen die Damen dann bestimmt zu sehen und hoffen, daß Herr Schellhorn inzwischen gekommen ist.“

Den Brief hatten beide Herren unterschrieben, dabei lag eine Ansicht des Hafens und mit Bleistift war auf der Rückseite geschrieben:

„Dem kleinen lustigen Fräulein Metella besonders herzlichen Gruß. Ihr ergebenster Werner Hölzke.“

Die kleine Metella hatte ein recht wehmütiges Gefühl, als sie kurz vor Abfahrt des Dampfers den Hafen erreichten. Grete Wendeborn hatte den Brief nur überflogen und dachte kaum noch an die beiden Deutschen.

Kurz darauf verließ der Lloyd-Dampfer den Hafen und diesmal hatten die beiden Frauen nicht einmal einen Blick für seine Schönheit.

Sie saßen in der Kabine und jetzt erst gaben Gretes Nerven nach und sie weinte.

Metella saß etwas schmolend neben ihr.

„Du hast es besser als ich.“

Grete sah sie verständnislos an.

„Du wirst deinen Günther sicher in Pará Belém finden, ich aber sehe ihn nie wieder.“

„Wen siehst du nie wieder?“

„Den netten Werner Hölzke, der mir das Bild geschickt hat.“

Jetzt mußte Grete fast lachen.

„Du Narrchen.“

Es war Morgen. Das Meer hatte sich beruhigt und noch immer trieb die „Ariadne“ steuerlos auf dem Wasser.

Sie hatte jetzt eine starke Schlagseite nach Backbord. Wahrscheinlich hatte der gewaltige Stoß noch ein zweites Leck in den Schiffsboden gerissen. Der Dampfer nahm Wasser und die Pumpen erwiesen sich der eindringenden Menge gegenüber als zu schwach.

Unermüdlich rief der Funker sein Signal in die Welt hinaus. Gegen Morgen endlich kam Antwort:

„Hier Frachtschiff „Coimbra“ aus Lissabon, zwanzig Seemeilen entfernt. Kommen in schnellster Fahrt.“

Neue Hoffnung. Das Schiff neigte sich immer mehr zur Seite.

Die Minuten wurden gezählt. Das eine Rettungsboot war bei den Versuchen, es herabzulassen, zerschellt, das andere trieb neben dem sinkenden Wrack.

Neun Uhr — die „Coimbra“ fuhr mit vollen Segeln und Hilfsmaschinen heran. Eine Viertelstunde später, der amerikanische Dampfer war bei dem Wrack.

Boote flogen heran. Kurze Besprechungen der Kapitäne.

Die „Ariadne“ ist verloren. Jeder Bergungsversuch wäre zwecklos.

„Die Hälfte der Schiffbrüchigen auf jedes Schiff.“

Fieberhafte Sekunden. Eile ist Not. Die „Ariadne“ beginnt stärker zu schwanken, wie es stets vor dem letzten Sturz in die Tiefe geschieht. Die Boote kehren zu den beiden Schiffen zurück. Der Kapitän sieht sich um.

„Wo ist Herr Schellhorn?“

„Im Boot des Amerikaners.“

Der Steuermann, der bei der anderen Hälfte gerettet wurde, zählte seine Leute.

„Wo ist Herr Schellhorn? Wir sind ja nur vier?“

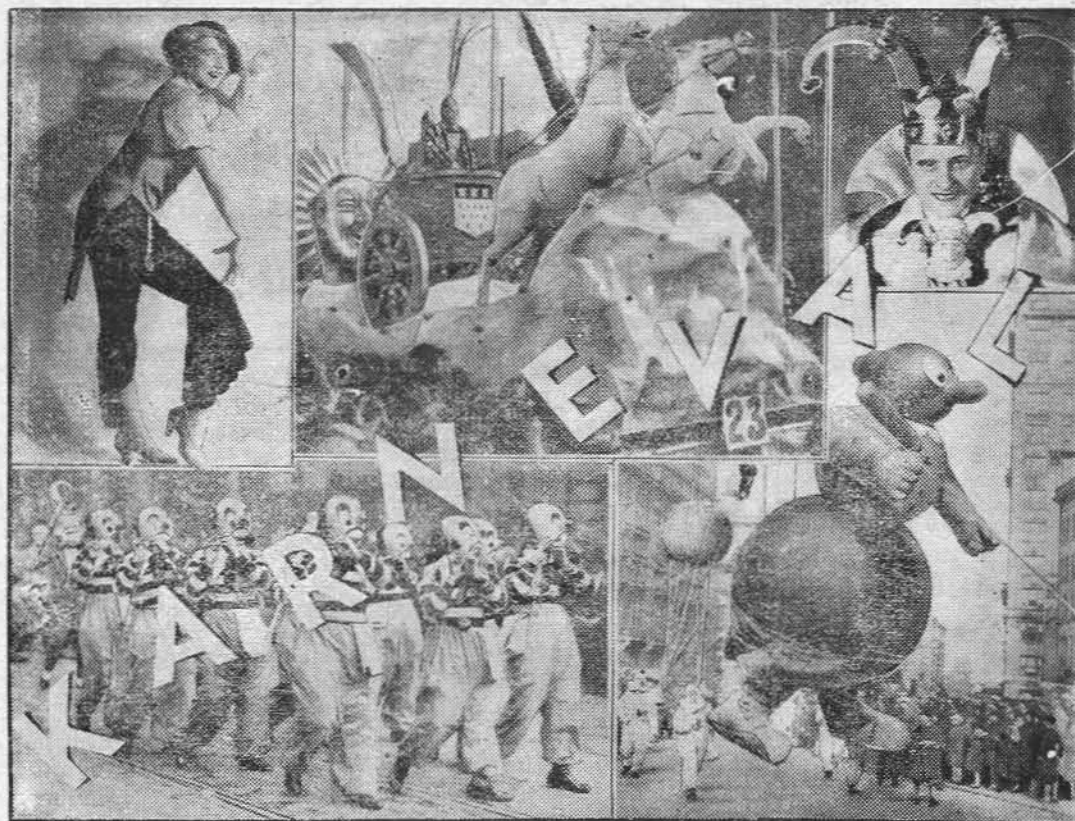
„Ist mit dem Kapitän im Boot der „Coimbra“ gerettet.“

Günther Schellhorn taumelte empor. Während er der Strickleiter zueilen wollte, um in das Boot des Amerikaners zu steigen, hatte ihn der eiserne Hafen der Anferwinde an den Kopf getroffen und niedergeworfen. Für einen Augenblick war er betäubt. Jetzt sprang er auf.

Die Boote waren rechts und links außer Rufweite entfernt. Sein Kopf war benommen, er schrie und wußte, daß niemand ihn hörte, er riß seinen Rock vom Leibe und wehte mit ihm durch die Luft; aber wer sollte ihn sehen? Beide Boote hatten mit den heftigen Wogen zu kämpfen. In beiden Booten hatte man die Ueberzeugung, daß alle Menschenleben

(Fortsetzung siehe 4. Seite dieser Beilage.)

Bilder aus aller Welt



Prinz Karneval hat sein Regiment angefahren.

In der Welt herrscht lustiges Faschingstreiben, nur in Deutschland fallen diesmal die Freuden des Karnevals bescheidener aus, und viele werden diesmal vom Fasching nicht viel mehr zu sehen bekommen, als die Bilder aus anderen reichen Ländern.

Vom internationalen Reit- und Fahrturnier in Berlin.

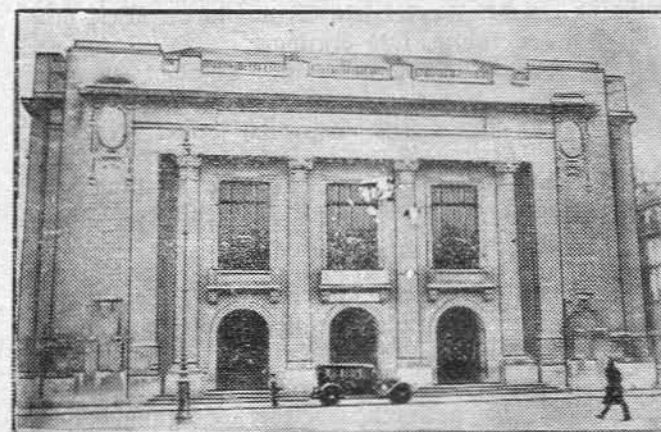
Unsere Bilder zeigen Oberleutnant Brandt auf Lora, der das Jagdspringen im Großen Preis der Republik gewann. Unteres Bild zeigt den Silberpokal für den Sieger im Preis der Republik, gestiftet vom Reichsminister für Ernährung u. Landwirtschaft.



Zur Genfer Abrüstungskonferenz. Das nebenstehende Bild (links) zeigt das Palais Electoral in Genf, das zusammen mit dem neugeschaffenen Anbau die große Abrüstungskonferenz beherbergt.

In die Preussische Dichteracademie berufen.

Die preussische Dichteracademie, die sich bestrebt, über die Grenzen Preußens und Deutschlands hinaus ein Forum der gesamten deutschsprachigen Dichtung zu sein, hat in ihrer letzten Sitzung sechs neue Mitglieder gewählt: Oben von links nach rechts: Alfons Paquet, der feinsinnige rheinische Dichter, Ina Seidel, nach Ricarda Huch die zweite Frau, die in die Akademie berufen wurde, Rudolf Pannwitz, der bekannte Essayist; unten von links nach rechts: R. G. Binding, der tiefsinnige Erzähler, Max Mell, der österreichische Dichter, vor allem bekannt durch sein „Apostelspiel“, Gottfried Benn, der Lyriker von eigenartiger Klang.



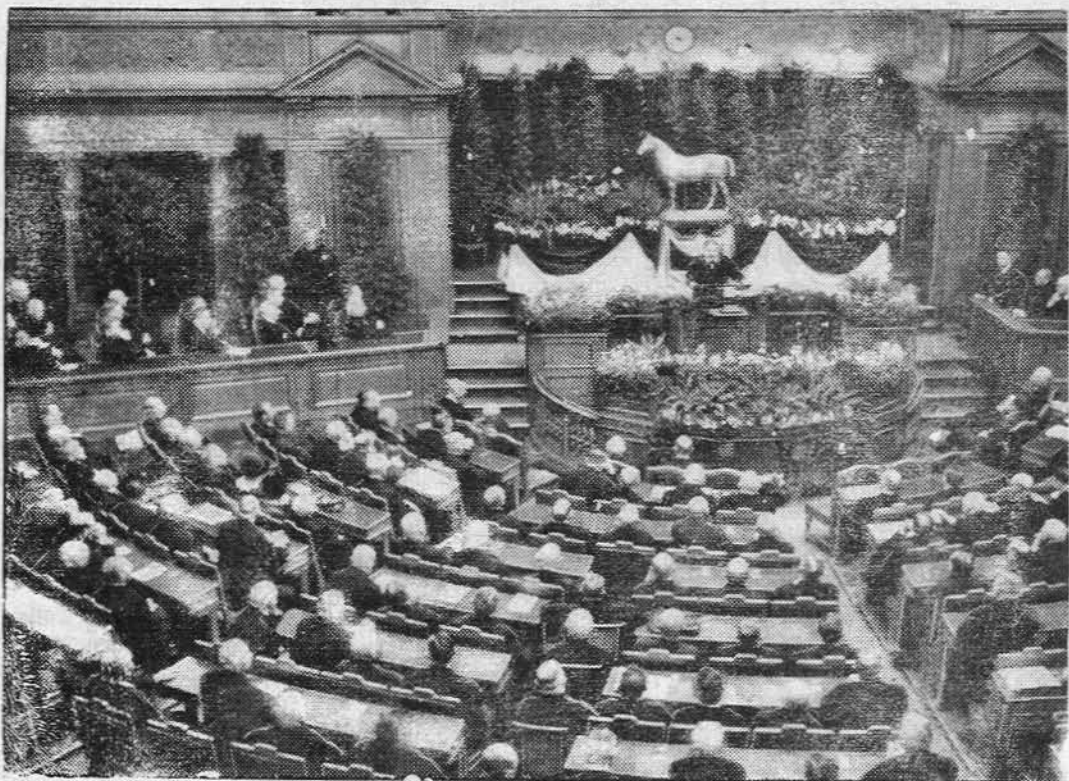


Deutsche Heeres-Winterausbildung im Hochgebirge.

In der Gegend von Oberstaufen (Allgäu) finden zurzeit Reichswehrkurse statt, bei denen die Rekruten für den Dienst im Hochgebirge ausgebildet werden. Besonderes Augenmerk wird auf den Skilauf mit Waffen und Gepäck gelegt. Unser Bild zeigt die Zeitkontrolle am Ziel des Skilaufs.



Die Ueberreichung der Adlerplakette an Segelflieger Grönhoff. Staatsminister a. D. Dominicus überreicht dem Segelflieger Günther Grönhoff, der sich vor allem durch seine Alpenflüge und Weitstreckenflüge auszeichnete, die Adlerplakette des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen.



Die 200-Jahrfeier der preussischen Geseßsverwaltung.

Die preussische Geseßsverwaltung kann auf ein 200jähriges Bestehen voll verdienstlichem Wirken für die preussische und deutsche Pferde- und Viehzucht zurückblicken. Aus diesem Anlaß fand ein eindrucksvoller Festakt im ehemaligen preussischen Herrenhaus in Berlin statt. Unser Bild zeigt die Feier im ehemaligen Herrenhaus während der Begrüßungsansprache des preussischen Landwirtschaftsministers Dr. Steiger.



Zum 250. Geburtstag des Erfinders des Porzellans.

Das Denkmal von Johann Friedrich Böttger vor dem Gebäude der staatlichen Porzellanmanufaktur in Meissen. Der Erfinder des europäischen Porzellans, Johann Friedrich Böttger, wurde vor 250 Jahren, am 4. Februar 1782, in Schleiz geboren. Dem von ihm hergestellten weißen Porzellan und dem roten „Böttger-Steinzeug“ verdankt die berühmte Porzellan-Manufaktur in Meissen ihre Entstehung.

gerettet waren. Niemand hatte seinen Sturz bemerkt, alles ging so schnell, jeder hatte mit sich selbst zu tun, so daß niemand sein Fehlen bemerkte. Weil eben zwei Boote sich in die Rettung teilten, war das erklärlich.

Günter Schellhorn stand auf dem Deck des immer heftiger schaukelnden Bracks. Mußte sich krampfhaft festhalten, denn immer mehr legte sich die „Ariadne“ auf die Seite. Sein Kopf war benommen, sein Herz schlug in rasenden Schlägen, er war unfähig zu denken. Nur seine Augen sahen, wie in jeder Sekunde die Boote sich weiter entfernten, seine Füße drohten auf dem kenternden Schiffe den Halt zu verlieren. Ihn froh, obgleich die junge Sonne ihn mit brütender Glut überströmte. Er war gesund und um ihn, unentrinnbar mit frassenden Fingern, der Tod.

7. Kapitel.

Der Lloyd-Dampfer lief in die Bucht von Pará Belém ein. Der Hafen war lange nicht so gewaltig wie die Bucht von Rio, aber die Stadt mit siebenhunderttausend Einwohnern, die sich mit alten Kastellen, hochragenden Kirchen und prächtigen Parks am Ufer dahinzog, machte einen durchaus großstädtischen Eindruck.

Es waren wenig Passagiere, die hier das Schiff verließen, und die beiden jungen Mädchen, die fast während der ganzen Fahrt in der Kabine geblieben oder an irgend einem einsamen Plätzchen an Deck gesessen, schritten allein über die Landungsbrücke zum Kai hinüber.

Grete hätte sich über sich selbst wundern können, wie sicher sie in diesen Tagen geworden, obgleich sie noch immer nur sehr wenige Worte von der Landessprache verstand oder zu sprechen vermochte.

Sie hatte sich vorher bei dem Zahlmeister des Dampfers nach dem Gebäude der Reederei erkundigt, ließ ihr Gepäck vorläufig dorthin bringen und folgte dem Steward des Dampfers, der es trug.

Es waren ja nur zwei Handkoffer, einer für jede der jungen Damen, und das große Gepäck hatten sie vorläufig in Rio zurückgelassen.

Der Beamte der Reederei sprach englisch.

„Sie verzeihen, sind die beiden Schiffe, der portugiesische Dampfer „Coimbra“ und das amerikanische Frachtschiff „James White“ bereits eingelaufen?“

„Die „Coimbra“ wird heute abend erwartet, der Amerikaner wahrscheinlich morgen. Erwarten Sie jemanden auf den Dampfern?“

„Ich bin Grete Wendeborn. Mein Verlobter, Herr Günter Schellhorn, war auf dem verlorenen Dampfer „Ariadne“ und ist auf einem der beiden Schiffe. Nicht wahr, er muß doch auf einem der beiden Schiffe sein?“

„Wir haben auch nur den Funkspruch erhalten, daß Menschenleben nicht verloren sind. Also dürfen Sie bestimmt hoffen.“

Grete drängte gewaltsam die aufquellenden Tränen zurück. „Könnten Sie mir noch ein Hotel empfehlen, in dem zwei einzelne Damen absteigen können?“

„Nehmen Sie das Hotel da Paz an der Pça da Republica. Es ist allerdings etwas teuer, aber Sie sind dort trefflich aufgehoben.“

Er ließ von einem seiner Angestellten einen Wagen heranzufahren und bald darauf fuhren die beiden Mädchen, vorüber an der reich belebten Uferstraße und an vielen, mit prunkvollen Läden versehenen Geschäftshäusern, dem Prachtbau des Hotels zu.

Ein vollständig brasilianisches Hotel.

Das Zimmer im zweiten Stock war sehr schön, aber auch sehr teuer.

In der Eile der Abfahrt hatte Grete nicht einmal Zeit gehabt, zu der Bank in Rio zu fahren, auf die sie ihr Geld hatte überweisen lassen. Immerhin, sie besaß noch einige englische Pfund, die für die nächsten Tage reichten.

Auch die stets fröhliche Metella war in der vollständig fremden Umgebung kleinlaut geworden. Grete lief nervös im Zimmer auf und nieder.

„Wie soll ich diesen Tag überstehen?“

„Aber Gretchen, du weißt doch jetzt bestimmt, daß er kommt.“

„Und wenn er nicht kommt?“

Langsam, allzu langsam schritten die Stunden dahin. Nur mit Mühe konnte Metella sie bewegen, einige Speisen zu sich zu nehmen, die sie auf ihr Zimmer kommen ließ. Schon am frühen Nachmittag saßen sie wieder am Strande.

„In zwei Stunden soll die „Coimbra“ kommen. Sie ist bereits vom Lotsen gemeldet.“

Auch diese zwei Stunden vergingen. Endlich näherte sich die als Vollschiff getakelte „Coimbra“, die bei dem frischen Winde auf die Dampfkraft verzichtete, dem Hafen.

Noch immer eine lange Stunde. Erst mußten die Formalitäten der Behörden erfüllt werden, dann geleitete derselbe Beamte, mit dem sie am Morgen gesprochen hatten, die beiden Mädchen selbst über den schmalen Steg an Bord.

„Diese Damen suchen einen Herrn Schellhorn von der „Ariadne“.“

Ein alter, schwerfälliger Mann trat ihnen entgegen.

Ein Mann, dessen Gesicht finster und dessen Mienen von Kummer durchfurcht waren.

„Ich bin der Kapitän der „Ariadne“.“

Unwillkürlich erschrak Grete. — Warum war Günter nicht da?

„Ist Herr Schellhorn —? Ich bin seine Verlobte.“

„Herr Schellhorn ist nicht an Bord der „Coimbra“.“

„Nicht?“

Grete schrie auf und hatte entsetzte Augen.

„Beruhigen Sie sich, Herr Schellhorn ist gerettet. Er befindet sich an Bord des amerikanischen Frachtschiffes „James White“. Wir mußten uns teilen, weil der Raum auf den beiden Schiffen, die uns zu Hilfe kamen, zu beschränkt ist.“

„So ist er gerettet?“

„Sie können ganz ruhig sein, spätestens morgen abend ist er in Pará Belém.“

Jetzt weinte Grete vor Freude laut auf, flammerte sich an Metella und rücksichtsvoll ließen die Männer ihr Zeit, ihrer Nerven Herr zu werden. —

Es war eine Stunde später. Langsam senkte sich der Abend hernieder. Grete und Metella gingen durch die Wege des Parks Alfonso Pena. Eine Kapelle spielte fröhliche Weisen. Das brasilianische Nachtleben begann. In eleganten Autos, zum Teil auch in mit herrlichen Rappesperden bespannten Wagen, fuhr die elegante Welt in modernsten Pariser Toiletten zum Corso.

Wie herrlich war dieser Park. Er war lange nicht so schön wie das, was sie in Rio gesehen, und erschien ihr doch unendlich prächtiger, weil nun mit einemmal alle Sorge von ihr gefallen.

Sie stand unter einer üppigen Palme, sie sah mit einem fast übermütigen Lachen um sich und faßte Metella am Arm.

„Morgen hab ich ihn wieder.“

Da lachte jene vergnügt.

Auf den noch immer unruhig bewegten Wogen des Meeres schaukelte das Brack der „Ariadne“.

Es hatte sich so schräg auf die Seite gelegt, daß es vollständig unmöglich war, auf dem Verdeck noch zu stehen, und dennoch stand hier ein Mensch. Ein einsamer, einzelner Mensch.

Günter Schellhorn stand mit den Füßen auf dem Gitterwerk der halb zerstörten Reeling und flammerte sich instinktiv mit den Händen an einem Ring, der in das Verdeck eingelassen war, an.

Stunden schon waren seit der Abfahrt der beiden rettenden Boote vergangen. Stunden hatte er gebraucht, bis sein noch jetzt schmerzender Kopf von der Betäubung des Schlages wieder klar geworden, bis er zu denken vermochte.

Er war verloren, rettungslos verloren. Wie oft hatte er in den Tagen dieser Reise sein Leben verwünscht. Jetzt, wo der Tod ihm gewiß war, fühlte er solchen Lebenswillen in sich wie nie.

(Fortsetzung folgt.)